

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

»Summa cum gaudi«
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers

»πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει«

HERAKLIT VON EPHEOS
(um 520 v. Chr. – um 460 v. Chr.)

»... denn nicht Vielwissen sättigt die Seele und gibt ihr Genüge,
sondern das Fühlen und Kosten der Dinge von innen.«

IGNATIUS VON LOYOLA
(1491-1556)

I.

Lehr- und Lerngemeinschaft Universität

»Schauen Sie bitte mal nach links und dann nach rechts, statistisch gesehen werden Sie diese beiden Kommilitonen beim Diplom nicht wiedersehen.« Auf diese Weise kann man Erstsemester begrüßen. So tut das jedenfalls ein Professor in dem Film »13 Semester«, der 2009 in die Kinos kam und die Geschichte eines völlig verpeilten Mathematik-Studenten erzählt, der dann zu guter Letzt sein Examen doch noch besteht.

Man kann Erstsemester freilich auch auf jene Weise begrüßen, wie es Prof. Dr. ANDREAS LOB-HÜDEPOHL (* 1961) während seiner Amtszeit als Interimspräsident der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt einmal getan hat. Zu Beginn des Wintersemesters 2010/11 begrüßte er die Neuankömmlinge ausdrücklich als Kommiliton*innen – als

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

»Mitstreiter*innen« – und erläuterte das mit den Worten, eine Universität sei wesentlich »eine Genossenschaft von Lernenden und Lehrenden im Streit um Erkenntnis«.

Ich habe die Studierenden meiner Fakultät, der Fakultät für Religionspädagogik / Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, und die derjenigen Fakultäten, wo ich als Gastprofessor lehrte, stets mit »Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen« begrüßt und ihnen gegenüber auch betont, es sei mein Wunsch, dass das »Setting«, sie als Mitstreiter*innen um stimmige und gültige Erkenntnis(se) zu erachten und zu betrachten, das künftige Miteinander, die Lebensabschnittspartnerschaft zwischen Lehrenden und Lernenden für die Dauer eines Bachelor- oder Masterstudiengangs, bestimmen solle. Nicht gerade angenehm überrascht war ich schon, als mir einmal eine Studentin zu verstehen gab. »Herr Sill! Sie sind der einzige, der das tut: uns als Kommiliton*innen anzusprechen.«

Soziologisch bzw. sozialpsychologisch ließe sich mit einigem Recht sagen, dass die Anrede »Liebe Kommiliton*innen« sowohl diejenigen, die dozieren, als auch diejenigen, die studieren, in ein wechselseitiges Rollenmuster einweist, das es von vornherein nicht zulässt, dass Studierende dem passiven Gewöhnungseffekt, sich »beschallen« und so ab und zu auch »bespassen« zu lassen, erliegen und sich schon bald bequem darin einzurichten wissen, und dass Dozierende ununterbrochen das Rederecht für sich reklamieren, ohne Widerspruch und Gegenrede zu dulden. Dabei ist es gar nicht so unwahrscheinlich, dass sich eben gerade in der Dialektik von Spruch und Widerspruch, von Rede und Gegenrede über die gerade verhandelte bzw. zu verhandelnde »quaestio disputata bzw. disputanda« der Ort der gesuchten Wahrheit bestimmen ließe. So oft daher Studierende Wortmeldungswünsche im Rahmen einer Lehrveranstaltung signalisieren, ist das doch etwas Gutes. Dispute, Diskurse leben ja geradezu von konstruktiven Ein- und Widersprüchen, nicht zuletzt auch von Zusprüchen, die allesamt wichtige Ressourcen darstellen.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Den Studierenden kann gar nicht früh genug gesagt werden, was sie an einer Universität erwartet und was von ihnen erwartet wird. Es erwartet sie eine Lehr-Lern-Gemeinschaft, welche ebenso vom Wort-Schatz wie vom »Ort-Schatz« (KLAUS MEIER) lebt. Denn wort- und ortsgebunden schenkt sich dem Lehren und dem Lernen das Gelingen. Es braucht die Pflege einer Sprachkultur im disputativen, diskursiven Hin und Her von »Wort und Antwort« im Rahmen einer Präsenzkultur, die buchstäblich »vor Ort« – in den Lehrgebäuden des universitären Campus – ihren angestammten Sitz im akademischen Leben hat.

Erwartet wird von den Studierenden mit Recht etwas ganz Grundsätzliches. Und das lässt sich durchaus mit dem Begriff der »participatio actiosa« einfangen, der mit »tätige Teilnahme« nicht schlecht übersetzt ist. Die Sache der »participatio actiosa« ist eine gute, ja eine große Sache, geht es dabei doch ganz entschieden darum, sich im Rahmen der Teilnahme an einer Lehrveranstaltung, wie das Wort sagt, eben als »Teil« (»pars«) eines Ganzen zu wissen und dessen Gelingen als absolut nicht untätiger Akteur zu dienen. Diese eminent aktive Rolle ein- und wahrzunehmen, steht jeder Studentin und jedem Studenten gut zu Gesicht, und wenn Studierende dies begriffen haben, ist es nicht falsch, wenn sie darauf, diese Rolle im universitären Geschehen erwartungsgemäß zu spielen, durchaus auch ein wenig stolz sind.

Mal um Mal habe ich als Liebhaber der narrativen Ethik in der jeweils ersten Seminarsitzung eines Semesters jene chinesische Parabel erwähnt, die von einem Brautpaar erzählt, das viele Gäste zur Hochzeit einladen wollte, doch selbst nicht über die Mittel verfügte, alle, die kommen würden, zu bewirten. So teilten sie in der Einladung mit, alle möchten bitte eine Flasche Wein mitbringen. Am Eingang des Festsaals werde ein großes Fass stehen. Dahinein könnten sie ihre mitgebrachte Flasche Wein gießen. So würden dann alle Festgäste genug zu trinken haben, und es würde ein fröhliches Fest werden. Doch bald schon trat die böse Überraschung zutage. Denn als das große Fest eröffnet war, eilten die Kellner zu dem großen Fass, schöpften daraus und schenken den Gästen ein. Diese tranken den ersten Schluck und

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

schmeckten im Nu, dass es Wasser war, was sie in ihren Gläsern hatten und was jetzt durch ihre Kehle glitt. Die Geschichte gibt sich alsdann alle Mühe, das unziemliche Verhalten der Hochzeitsgäste zu schildern, und tut das erzählerisch so:

Versteinert saßen oder standen sie da, als ihnen allen bewusst wurde, dass eben jeder gedacht hatte: »Die eine Flasche Wasser, die ich hineingieße, wird niemand herausschmecken.« Nun aber wussten sie, dass jeder so gedacht und sich gesagt hatte: »Heute will ich einmal auf Kosten anderer feiern.« Unruhe, Scham und Unsicherheit erfasste alle, nicht nur, weil es lediglich Wasser zu trinken gab. Und als um Mitternacht das Flötenspiel verstummte, gingen alle schweigend nach Hause, und jeder wusste: Das Fest hatte nicht stattgefunden.

Eine traurige Geschichte ist das fürwahr, deren »appellative Leerstelle« unmittelbar dem einleuchtet, der noch einen Verstand hat, um zu verstehen. Die parabolische »Logik« der Geschichte lässt sich problemlos als angewandte »Ethik« lesen, welche in einem negativen Kontrastbild zeigt, wie ein Ganzes nicht ohne seine Teile ein gutes Ganzes ergibt.

»And so, my fellow Americans: ask not what your country can do for you – ask what you can do for your country.« So sagte der 35. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika JOHN F. KENNEDY (1917–1963) in seiner Rede anlässlich seines Amtsantritts am 20. Januar 1961. Dementsprechend wäre es zu begrüßen, wenn jede und jeder studentische Besucher*in einer Lehrveranstaltung sich neben der Frage, was ihm diese Veranstaltung geben könnte, auch die Frage stellt: Was kann ich persönlich dieser Veranstaltung geben? Geben dadurch, dass ich mich einbringe, etwas beitrage, etwas oder – best case – mich selbst mitbringe.

Dass es einmal Studiengänge gegeben hat, deren Studienordnungen Lehrveranstaltungen vorsahen, wo mit körperlicher Anwesenheit das »Leistungssoll« erfüllt war, ist eine traurige Gewissheit. Der studentische Jargon hatte für derartige Lehrveranstaltungen das schreckliche Motto »absitzen« parat, was bedeutete, mit minimalem Input zum maximalen

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Output – dem benötigten Schein – zu gelangen. Wenn von den Dingen studentischer »participatio actuosa« im Lehr- und Lerngeschehen die Rede ist, geht es um ein »optimum potentiae«, das sich erzielen lässt als echter Fortschritt beim Lehren und Lernen, der sich eben ergibt, wenn alle geben, was sie haben, damit etwas stattfinden kann, von dem sich im Nachhinein tatsächlich sagen lässt, es habe sich um des dabei entstandenen Ganzen willen gelohnt, daran teilgenommen zu haben.

In mancherlei Formen lässt sich seitens der Student*innen jene »participatio actuosa« pflegen, ohne die im »Betrieb« einer Universität wenig (gut) geht. Tätig teilnehmend zu studieren schließt nicht aus, vielmehr – und das unbedingt – ein, sich konsequent als in aktiver Hörbereitschaft zu üben, um sich so das sagen zu lassen, was einem gesagt werden muss, damit einem nach und nach klar wird, wie es in einem Fach zugeht, wie es geht, das zu betreiben, worum es da geht.

Legendär waren einst die Vorlesungen, welche der Philosoph HANS BLUMENBERG (1920–1996) jeweils freitags im Hörsaal 8 des Münsteraner Schlosses hielt. In einer dieser Vorlesungen hat er einmal – vielleicht ein wenig überspitzt, doch sicher nicht ganz unrichtig – über den Sinn von Vorlesungen und den Unsinn von Seminaren gesagt:

»Deshalb bitte ich Sie in jedem Fall, in denen Ihnen gesagt wird, Vorlesungen seien veraltet, unwichtig, sowieso doof, erst noch zweimal zu überlegen, ob Sie das glauben. Philosophie lernt man dadurch, dass man zusieht, wie es gemacht wird. Das ist in vielen anderen Fächern genauso. Deshalb sind Seminare für die Philosophie so sehr und besonders ungeeignet, weil sie Versammlungen von Leuten sind, die gemeinsam nicht wissen, wie's gemacht wird.«¹

¹ Diese Sätze werden im Film eingespielt als Teil eines Tonbandmitschnitts einer seiner Vorlesungen. Siehe: HANS BLUMENBERG. Der unsichtbare Philosoph. Ein Film von CHRISTOPH RÜTER (2018). In diesem Dokumentarfilm über den renommierten Philosophen begibt sich der Filmemacher CHRISTOPH RÜTER

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Sich sagen lassen, wie es geht, wie es zugeht in einem Fach, wie man Wissenschaft betreibt, das ist maßgeblich zu lernen durch Zu- bzw. Hinhören, durch Zu- bzw. Hinsehen. Man lernt, wie man das macht: eine Wissenschaft betreiben, in hohem Maße dadurch, das es jemanden gibt, der es einem – methodisch – vormacht. Und wenn man es ihm »abgeguckt« hat, ist die Zeit da, es ihm nachzumachen.

Wissenschaft und Methode – so lernt sich das: Einer, der es meisterhaft kann, macht vor, wie es methodisch geht, und lernwillige Schüler*innen lernen nach und nach, es (ihm) nachzumachen. Und erst, wenn sie das wissenschaftliche Handwerk ihres Fachs erlernt haben, kann behauptet werden, dass sie jetzt wissen, »wie's gemacht wird«, dass also gekannt und gekonnt ist, was es in einer bestimmten akademischen Disziplin, einem Fach, einer Wissenschaft zu kennen und zu können gibt, sind sie selber dran, methodisch geschult das zu (be)treiben, »zu welchem Ende«² sie eigentlich studiert haben und da und dort doch mühsame Lektionen ihr täglich Brot waren.

II.

Prima lectio brevis – Eine alte akademische Regel

»Prima lectio brevis«. Ich gebe gern zu, diese alte akademische Regel Semester für Semester zur Freude meiner Hörer*innen gut und gern befolgt zu haben. Kurz ist natürlich eine zeitlich sehr unbestimmte Vokabel. Der

gemeinsam mit drei von dessen Schülern auf eine Spurensuche über Leben und Werk des Philosophen. Dabei treffen sie weitere Personen, die auf ganz persönliche Art und Weise darüber berichten, wie sie einst von Gedanken und Ideen dieses gelehrten Philosophen geprägt und inspiriert wurden.

- ² Kundigen braucht es nicht, Unkundigen muss es gesagt werden, dass die drei Worte entlehnt sind der »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« betitelten akademischen Antrittsrede, welche FRIEDRICH SCHILLER (1759–1805) einst am 26. Mai 1798 in Jena hielt.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

spätere Bischof der Diözese Würzburg, PAUL-WERNER SCHEELE (1928–2019), den ich während meines Studiums an der Theologischen Fakultät Paderborn noch als Dogmatik-Professor hatte, nahm das kleine Wörtchen »kurz« so beim Worte, dass er es gegen Null tendieren ließ und so zur ersten Vorlesungsstunde des Semesters erst gar nicht erschien – manchmal auch zur zweiten und dritten Vorlesungsstunde nicht. Und das nicht etwa deshalb, weil er dazu keine Lust gehabt hätte. Das ganze Gegenteil war der Fall. Lust, seine Gedanken zu den einzelnen dogmatischen Traktaten vorzutragen, hatte er schon, doch nicht die Zeit. Immerhin hatte er zusätzlich zu seiner theologischen Professur noch ein paar »Nebenjobs« in der Erzdiözese Paderborn zu verrichten. Er war in Personalunion auch Dompropst, Direktor des Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik, Weihbischof – und das ist noch keineswegs die vollzählige Liste der Ämter, die er dienstlich auszufüllen suchte.

Wenn ich die Worte »Prima lectio brevis« in großen Lettern an die Tafel schrieb, konnte ich vor Jahren noch sicher sein, dass sich wohl einige Student*innen im Hörsaal befanden, die das übersetzen konnten. Doch es gilt: »The times They are Changin'«, wie BOB DYLAN (* 1941) es singt. Ich fand es zugegebenermaßen jammerschade, dass zu Beginn des letzten Semesters meiner Hochschullaufbahn als Professor sich keine studentische Stimme mehr meldete, die dank des bestandenen kleinen oder großen Latinums in der Lage gewesen wäre, aus jenen drei programmatischen lateinischen Worten einen deutschen Satz zu bilden.

Ich habe mir die gute Laune dadurch nicht verderben lassen, vielmehr mich so gut ich konnte darum bemüht, für gute Laune bei meinen Hörer*innen zu sorgen. Mit einer gehörigen Portion Ironie in der Stimme habe ich damals – ich war in der dritten Amtsperiode Studiendekan der Fakultät – 11 von 101 Dingen benannt, die eine Studentin / ein Student unbedingt während des Studiums gemacht haben sollte, und dabei aus einem Beitrag zitiert, den STEPHAN POROMBKA (* 1967), Professor für Texttheorie und Textgestaltung

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

am Institut für Theorie und Praxis der Kommunikation der Universität der Künste Berlin, einst für die Wochenzeitung »Die Zeit« verfasst hatte.

- ◇ Schreib einen Liebesbrief, der mit den Worten »Liebe unbekannte Leserin« oder »Lieber unbekannter Leser« beginnt, und verstecke ihn in der Unibibliothek in deinem Lieblingsbuch.
- ◇ Fall durch eine Klausur zweimal durch, um den Nervenkitzel beim dritten Versuch zu erhöhen.
- ◇ Gründe eine Lesegruppe. Triffst euch einmal die Woche abends. Trinkst viel. Lest nie.
- ◇ Gründe eine Trinkgruppe. Triffst euch einmal die Woche abends. Lest viel. Trinkst nie.
- ◇ Lerne, mit offenen Augen zu schlafen.
- ◇ Schau möglichst alle Spiele einer Fußball-WM. Auf Deinem Handy. Im Seminar.
- ◇ Lade sieben Freunde über das Wochenende ein, um gemeinsam deine Hausarbeit zu schreiben.
- ◇ Wenn ein Dozent das Datum an die Tafel schreibt, frag laut: »Ist das prüfungsrelevant?«
- ◇ Schenk Deiner Unibibliothek ein Buch, das du in ihren Regalen vergeblich suchst.
- ◇ Gestalte deine Hausarbeit so, dass du selber denkst: »Wow! Das will ich jetzt lesen.«
- ◇ Notiere die zehn noch ungelösten Fragen deines Fachs. Beantworte die zweitschwerste.³

Die Heiterkeit, die während des Vortrags dieser 11 Regeln im Hörsaal ausbrach, war erwartungsgemäß groß, so dass ein gut gelaunter Professor

³ Wie man mehr vom Studium hat. 101 Dinge ... die du während des Studiums gemacht haben solltest — aufgeschrieben von unserem Kolumnisten STEPHAN POROMBKA, Professor in Berlin, in: Die Zeit Jg. 70. – Nr. 43 – 22. Oktober 2015 – S. 74f. Die 11 von 101 Dingen, die ich zitiert habe, stehen unter den Nummern 1; 3; 4; 5; 17; 41; 55; 63; 67; 92; 94 der Kolumne.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

mit gut gelaunten Student*innen sich dann umgehend den Stoffgebieten des Semesters widmen konnte.

Wenn ich Erstsemester im Hörsaal vor mir hatte – Studienfänger*innen, die überhaupt die erste Vorlesung ihres Studiums bei mir hörten –, habe ich es mir zur guten Gewohnheit werden lassen, Mal um Mal das wohl berühmteste Gedicht des Dichters HERMANN HESSE (1877–1962) vorzutragen. Bekanntlich ist es das Gedicht

Stufen

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft zu leben.
Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegensenden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!⁴

Hinter der guten Gewohnheit, gerade dieses Gedicht zu (re)zitieren, stand für mich das Anliegen, den jungen Menschen etwas bewusst zu machen, das sich mit der Schwellensituation, da sie von der Schule zur Hochschule wechseln, nicht verbinden muss, jedoch verbinden kann. Und dass dies eben jener »Zauber« ist, der »jedem Anfang« innewohnen kann, und dass es etwas unfassbar Schönes und Beglückendes ist, diesen »Zauber« wirklich zu erleben als Zauber eines Anfangs, der als zauberhafter Anfang nicht »initium«, vielmehr »principium« sein sollte, mithin ein bleibendes, sich eben »prinzipiell« durchhaltendes Moment über die ganze Dauer des Studiums. Jungen Menschen, »die Anfänger in allem sind«⁵, diesen Zauber zu wünschen, ist sicher ein guter Wunsch. Denn diesen Zauber werden sie brauchen, wenn es einmal schwer bzw. beschwerlich wird während des Studiums.

III.

De modo bene studendi – Ein Studienbrief zwecks Studienberatung

Ich erinnere mich noch gut. Es war im Oktober 1974, als ich mein Theologiestudium an der Theologischen Fakultät in Paderborn antrat. Mit einem Festakt im Auditorium Maximum wurde das neue Studienjahr feierlich eröffnet. Dabei wurde Jahr für Jahr gewissermaßen auch so etwas wie ein echter »Initiationsritus« vollzogen. Die Theologische Fakultät Paderborn beließ es nicht einfach dabei, dass die Immatrikulation der neuen Student*innen statutengemäß korrekt erfolgt war. Sie legte gesteigerten

⁴ HESSE, HERMANN: Gesammelte Werke in zwölf Bänden (werkausgabe edition suhrkamp), Frankfurt am Main 1970, Band 1, 119.

⁵ RILKE, RAINER MARIA: Briefe an einen jungen Dichter. Mit den Briefen von FRANZ XAVER KAPPUS. Herausgegeben von ERICH UNGLAUB, Göttingen 2019, 56.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Wert darauf, die Erstsemester als »Neulinge« (im Sekretariat wurde ab und zu von den »Neuzugängen« gesprochen) eigens willkommen zu heißen. Das erfolgte so, dass jede und jeder einzelne unter denen, die mit Spannung die Lehrveranstaltungen ihres ersten Studiensemesters erwarteten, namentlich aufgerufen wurde, dann vortrat, um vor der versammelten Festgesellschaft per Handschlag vom Rektor begrüßt zu werden und diesem dann buchstäblich in die Hand zu versprechen, willens zu sein, »das Studium ernst zu nehmen«.

Doch was heißt das und wie geht das: so studieren, dass man es ernsthaft tut? Die Frage habe ich mir als junger Student gestellt und als »älterer« Dozent stelle ich sie mir immer noch. Guter Rat ist da teuer. Welcher Modus, (s)ein Studium zu betreiben, ist beim Belegen und Bestehen der vielen Module so beschaffen, dass er dem Ernst der Sache(n), um die geht, Rechnung trägt?

Wenn mein verehrter moraltheologischer Lehrer BERNHARD FRALING (1929–2013) in einer schwierigen Sache um Auskunft gebeten wurde und sich selbst nicht so sicher war, was er dazu sagen sollte, wusste er sich stets dadurch zu helfen, dass er erwiderte: »KARL RAHNER – bei ihm hatte er in Innsbruck studiert und promoviert – würde jetzt das dazu sagen.« Damit war er dann so gut wie fast jedes Mal aus dem Schneider.

Wo man sich selbst keinen Rat weiß, legt es sich tatsächlich nahe, sich Rat bei solchen zu holen, welchen die Gabe des guten Rates zu eigen ist. Ein solcher mit der Gabe des guten Rates gesegneter Mensch ist sicher der heilige THOMAS VON AQUIN (1224/25–1274) gewesen. Als genialer Ratgeber erwies er sich gewiss einmal dort, wo er einem jungen Ordensmitbruder – er hieß Johannes –, der wie er selbst dem Dominikanerorden angehörte, einen Brief schrieb, worin er diesem Studienanfänger wichtige Ratschläge erteilte, die eben eines überhaupt nicht waren: »Schläge«. Vielmehr handelte sich dabei um wohlbedachte und ernstgemeinte ad- bzw. exhortative Worte, die als »monitio« (Mahnung) und »instructio« (Einweisung) verstanden sein möchten und so vielleicht – alles

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

in allem – so etwas wie einen kleinen »Denkzettel« darstellen. Einen »Denkzettel«, der sich als Vademecum über die Dauer des ganzen Studiums, das es zu absolvieren gilt, bestens empfiehlt, zumal er pointiert und fokussiert jene unerlässlichen to do's formuliert, die es »studentechnisch« zu erfüllen gilt, da sie unerlässliche – eben unumkehr- wie unumgehbare – Gelingensbedingungen darstellen, einen solchen »modus studendi« (Studiermodus) zu pflegen, der durchgängig erkennen lässt, dass als »erkenntnisleitendes Interesse« (JÜRGEN HABERMAS) ein »ernsthafter« Eifer dahinter steckt.

Ich verdanke es EBERHARD SCHOCKENHOFF (1953–2020), dem von mir ungemein geschätzten moraltheologischen Fachkollegen, dass er mich auf jenen besagten Brief des heiligen THOMAS VON AQUIN, der es verdient, wie ein »Handzettel« unter Student*innen weitergereicht zu werden, hingewiesen hat. Dem bis zu seinem Tod an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau tätigen Moraltheologen war die »Epistola exhortatoria de modo studendi ad fratrem Ioannem« des Doctor Angelicus wichtig genug, selbst einen kleinen »exegetischen« Kommentar dazu zu verfassen.⁶ Die wichtigsten An- und Einsichten, die der moraltheologische Kollege bei seiner Lektüre gewonnen hat, habe ich gern in meine Überlegungen zu diesem gehaltvollen Briefdokument eingeflochten. Doch für die Wenigen, die heute noch Latein können und eine Gelegenheit suchen, sich zu beweisen, dass sie doch nicht umsonst neun Jahre lang ein altsprachlich-humanistisches Gymnasium besucht haben, wo man sie auch in der Kunst der sprachlichen Übersetzung unterrichtet hat, sei der vollständige Wortlaut des Briefes im lateinischen Urtext zunächst einmal abgedruckt.

Quia quaesisti a me, in Christo mihi carissime Ioannes, qualiter te studere oporteat in thesauro scientiae acquirendo, tale a me tibi traditur consilium:

⁶ Siehe: SCHOCKENHOFF, EBERHARD: Zur Spiritualität des Theologiestudiums, in: Geist und Leben 64 (1991) 336-345.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

ut per rivulos, non statim in mare, eligas introire, quia per faciliora ad difficiliora oportet devenire. Haec est ergo monitio mea et instructio tua. Tardiloquum te esse iubeo et tarde ad locutorium accedentem; conscientiae puritatem amplectere. Orationi vacare non desinas; cellam frequenter diligas si vis in cellam vinariam introduci. Omnibus te amabilem exhibe; nihil quae- re penitus de factis aliorum; nemini te multum familiarem ostendas, quia nimia familiaritas parit contemptum et subtractionis a studio materiam subministrat; de verbis et factis saecularium nullatenus te intromittas; discursus super omnia fugias; sanctorum et bonorum imitari vestigia non omittas; non respicias a quo audias, sed quidquid boni dicatur, memoriae recommenda; ea quae legis et audis, fac ut intelligas; de dubiis te certifica; et quidquid poteris in armariolo mentis reponere satage, sicut cupiens vas implere; altiora te ne quaesieris. Illa sequens vestigia, frondes et fructus in vinea Domini Sabaoth utiles, quandiu vitam habueris, proferes et produces. Haec si sectatus fueris, ad id attingere poteris, quod affectas.⁷

Versammelt sind in diesem Brief an Bruder Johannes, dem jungen Dominikaner der damaligen Zeit des Hochmittelalters, der als noch verunsicherter Studienanfänger eine Anlaufstelle suchte, wo er hoffte, dass ihm dort eine willkommene Studienberatung zuteilwerde, eine Reihe wirklich guter Ratschläge. Er fand diese zu seinem großen Glück bei einem Meisterdenker der philosophischen und theologischen Dinge, der seinesgleichen bis heute sucht. Was der ihm damals als noch jungem Studiosus an die Hand gab, waren eigentlich gar nicht so schwer zu handhabende Regeln, wenn man sie näher bedenkt, doch allesamt Regeln,

⁷ Epistola exhortatoria de modo studendi ad fratrem Ioannem, in: S. Thomae Aquinatis Opuscula theologica I. De re dogmatica et re morali, Rom 1954, 451. Siehe auch: How to Study, being The Letter of ST THOMAS AQUINAS to BROTHER JOHN DE MODO STUDENDI, Latin Text with Translation and Exposition by VICTOR WHITE O.P., London 1955.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

deren Berechtigung und Bewahrheitung sich einzig dem erweisen und den erfreuen wird, der sie beim Wort und sich zu Herzen nimmt.

Gut beraten sind Studienanfänger*innen, so ließe sich mit und nach THOMAS VON AQUIN sagen, wenn sie sich vornehmen, diese Ratschläge – es sind im Großen und Ganzen lediglich vier an der Zahl – »ernsthaft« zu befolgen.

ERSTER RATSCHLAG

»Wähle den Weg über die Bäche und stürze dich nicht in das Meer!«

[»... ut per rivulos, et non statim in mare, eligas introire ...«]

Jede Studienanfängerin und jeder Studienanfänger dürfte tatsächlich mit diesem ersten Ratschlag des bedeutenden hochmittelalterlichen Gelehrten THOMAS VON Aquin einen guten Start hinlegen. Wer studiert, tut gut daran, sich zunächst den einfacheren und erst später dann den schwierigeren Fragen seines Studienfachs zu widmen. Erstsemester sind häufig doch ziemlich frustriert, wenn sie sich, wie es die Sprache der von THOMAS VON AQUIN nicht ohne Grund gebrauchten bildlichen Vernunft ausdrückt, zunächst einmal in der Nähe von kleinen Bächen bewegen, obgleich sie doch viel lieber mit Freude und Eifer auf der Stelle die großen Flussandschaften sowie die weiten und tiefen Meere, wie diese auf der Landkarte des Wissens verzeichnet sind, erkunden wollen. Doch der Ratschlag, den THOMAS VON AQUIN gibt, will eines überhaupt nicht sein: eine »Bremse« des Elans jugendlich-studentischen Wissensdurstes. Ihn so zu nehmen hieße ihn vollkommen missverstehen.

Jedes Studium beginnt mit der Arbeit an eher kleineren Dingen. Es sind erst einmal eine ganze Reihe von »Kleinigkeiten«, welche die Studierenden kennenlernen (müssen), sei es die Formalia des wissenschaftlichen Arbeitens, sei es das methodische Handwerk des

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

geistes-, sozial-, natur- oder wirtschaftswissenschaftlichen Studiengangs, für den sie sich eingeschrieben haben. Alles in allem eben die »kleinen« Dinge, die unter dem Dachbegriff »Propädeutik« geführt werden.

Durch die Welt dieser »kleinen« Dinge müssen die Studierenden erst einmal hindurch. Und das mag für manche von ihnen eine echte Durststrecke sein. Zumal dann, wenn sie es gar nicht erwarten können, endlich einmal größere Gewässer kennenzulernen. Sicher wird es ihnen helfen, wenn ihnen ein(e) verständnisvoller Dozent(in) sagt, dass sie die Gewissheit haben dürfen, die jetzt erst einmal zu leistende Kleinarbeit in wissenschaftlichen »Bachlandschaften« werde bald schon belohnt werden wird durch den Aufenthalt in der Nähe großer »Flußlandschaften« und dann – zu guter Letzt – in Orten mit »Meerblick«.

Es ist einleuchtend, dass für Studienanfänger*innen »der Weg über die Bäche« kein leichter Weg ist – und das aus einem einfachen Grund: Es erschließt sich ihnen eben nicht unmittelbar, wieso die jetzige »echt« mühsame Anstrengung eine lohnende Sache ist, ohne die es aber kein späteres Verständnis großer und ganzer Wirklichkeiten und Wahrheiten geben kann.

Jene, die noch in unteren Studienabschnitten stecken, werden ihre Situation vielleicht mit Worten des größten Dichters deutscher Sprache JOHANN WOLFGANG VON GOETHE (1782–1832) aus dessen Faust (zu)treffend erfasst sehen. Sie haben zwar »die Teile« in ihrer Hand, doch ihnen »Fehlt leider! nur das geistige Band«. Damit beschreiben sie ihre Situation sicher nicht falsch. Wessen sie rebus sic stantibus bedürfen, ist deshalb ein Wort der Ermunterung und Ermutigung, dass der kleine »Weg über die Bäche« ein guter Weg ist, der Schritt für Schritt begangen sein will, um sich nach und nach dem großen Ganzen – vielleicht auch einmal dem ganz Großen – anzunähern.

Vieles, was Studierende zunächst lernen, mag und muss ihnen als Stückwerk erscheinen – und das ist es ja sicher auch. Doch sobald es dazu kommt, dass mehr und mehr kleine Wissenstücke noch vorhandene Wissenslücken

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

schließen, werden diese Fragmente Fermente eines weiten und tiefen Verstehens größerer wissenschaftlicher Belange und Bezüge. So ist es tatsächlich ein guter Rat, Studienanfänger*innen davor zu warnen, nicht der Versuchung zu erliegen, sich Hals über Kopf in das Meer dessen, was es in einem Studienfach alles zu wissen gibt, zu stürzen. Sie würden bald darin ertrinken. Und das können sie selbst doch überhaupt nicht wollen, und alle verantwortlichen Leiter*innen eines Studiengangs ebenfalls nicht. Also gilt: Immer schön der Reihe nach! First things first! Erst die Bekanntschaft mit den Bächen des Wissens, dann mit denen der Flüsse und erst zu guter Letzt die Bekanntschaft mit dem Meer des Wissens. Wobei es sicher nicht schaden würde, bei den Student*innen bereits im ersten Studiensemester »die Sehnsucht nach dem Meer« (ANTOINE DE SAINT EXUPÉRY) zu wecken, so sie nicht ohnehin schon da ist, was wahrscheinlich ist.

ZWEITER RATSCHLAG

»Lass Dir freie Zeit zum Beten!«

[»Orationi vacare non desinas«]

Nach dem erstplazierten Ratschlag folgt als zweitplazierter ein Ratschlag, der eigens für einen angehenden Theologen formuliert zu sein scheint. Was sich so wohl auch verhält. Für den heiligen THOMAS VON AQUIN war es keine Frage: So gewiss in der Theologie gedacht werden muss, Theologie denkende Theologie sein muss, so gewiss muss in der Theologie gebetet werden, muss Theologie auch betende Theologie sein.⁸ Theologie muss

⁸ Passgenau dazu wäre dieses Bonmot: »Es wäre nicht der schlechteste Beitrag zur Rechtschreibreform, wenn –, anders als die Wortherkunft es nahe legt, – der theologische Doktorand mit dem Endbuchstaben t geschrieben würde, weil er

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

stets auch betende Theologie sein, denn die »Rede von Gott« stammt ja bekanntlich aus der »Rede zu Gott«. Das Gebet soll einen festen Platz im Leben des Theologie-Studenten haben. Der Gottesgelehrte THOMAS VON AQUIN gibt sich mit diesem Ratschlag als »Platzhalter« des Gebets zu erkennen – und das aus gutem Grund.

Jemand, der es verdient, wie THOMAS VON AQUIN »Platzhalter« des Gebets betitelt zu werden, ist der frühere Münsteraner Philosoph PETER WUST (1884–1940) gewesen. In seinem auf den 18. Dezember 1939 datierten »Abschiedswort« schrieb der Philosoph wenige Monate vor seinem Tod seinen Student*innen auch dieses Plädoyer für das Gebet und das Beten:

»Und wenn Sie mich nun noch fragen sollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich nicht einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könne, dann würde ich ihnen antworten: »Jawohl«. – Und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die *Reflexion*, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das *Gebet*. Das Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Ein Mensch wächst für mich in dem Maße immer tiefer hinein in den Raum der Humanität – nicht des Humanismus –, wie er zu beten imstande ist, wofern nur das *rechte Beten* gemeint ist. (...) Die großen Dinge des Daseins werden nur den betenden Geistern geschenkt.« ⁹

Was beide – THOMAS VON AQUIN wie PETER WUST – im Sinn hatten mit ihrem jeweiligen Plädoyer für das Gebet, ließe sich in einem kleinen Wortspiel so sagen: Sie wollten »ratio« und »oratio« nicht als voneinander getrennte Größen denken, vielmehr betonen, dass der gute Gebrauch der »ratio« eigentlich nicht gut auf die »oratio« verzichten könne. Was THOMAS VON AQUIN angeht, so lässt sich sagen: Dieser hochstudierte Gelehrte soll seine Studien nicht begonnen haben, ohne jedes Mal ein von ihm selbst

zugleich ein doctus und orans, ein gelehrter Betender und ein betender Gelehrter werden könnte.« LÜKE, ULRICH: Theologie und Frömmigkeit – Gedanken über eine schwierige Beziehung, in: Theologie und Glaube 90 (2000) 239-250, 249f.

⁹ WUST, PETER: Ein Abschiedswort, Münster ¹¹1984, 11-12.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

verfasstes Gebet zu sprechen, das unter der Bezeichnung »Oratio S. Thomae Aquinatis ante studium« der Forschung zu seinem Werk bekannt ist. Der vorletzte Abschnitt dieses Gebets enthält diese Bitten:

Über alle Worte erhabener Schöpfer,

Schenke mir Verstandesschärfe, damit ich Einsicht gewinnen kann.

Schenke mir ein gutes Gedächtnis, damit ich das Verstandene behalte.

Gewähre mir eine leichte Auffassung und ein weites Maß beim Lernen.

Schenke mir einen tief dringenden Blick, um etwas interpretieren zu können.

Und gewähre mir, dass mir stets die rechten Worte einfallen, etwas auszudrücken.

Belehre mich am Beginn,

leite mich, während ich mit der Arbeit fortschreite,

und schenke dem Abschluss Vollendung.

Du, der du Gott und Mensch bist, und lebst und herrschest in Ewigkeit.¹⁰

Dieser Gebetstext ist offen für alle, die sich im Raum der Wissenschaft als Studierende und Dozierende bewegen. Beten kann ein solches Gebet ohne Bedenken jede / jeder, die / der um die rechte Erkenntnis von Wirklichkeit und Wahrheit bemüht ist. Die »Logik« des Gebets ist nicht eingegrenzt auf den Gebrauch der Vernunft, wie er in Theologie und Philosophie üblich ist; er steht jedweden wissenschaftlich ambitionierten und engagierten Geist offen, der weiß, dass Mal um Mal das Gelingen eines Vorhabens von studentischer und dozentischer Seite ein geschenktes Gelingen ist.

¹⁰ Der lateinische Text lautet:

Creátor ineffabilis, ...

Da mihi intelligendi acumen, retinendi capacitatem, addiscendi modum et facilitatem, interpretandi subtilitatem, loquendi gratiam copiosam. Ingressum instruas, progressum dirigas, egressum compleas. Tu, qui es verus Deus et Homo, qui vivis et regnas in saecula saeculorum.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

DRITTER RATSCHLAG

»Liebe deine Zelle und mach davon einen häufigen Gebrauch!«

[»Cellam frequenter diligas«]

Der drittplazierte Ratschlag verdankt sich eindeutig einer klösterlichen Überlieferung. Jeder Ordensmitbruder hatte eben bei den Dominikanern seine Zelle. THOMAS VON AQUIN hält sie offenkundig für einen wichtigen Aufenthaltsort. Und damit liegt er sicher nicht ganz falsch, kannten doch schon Mönchsregeln lange vor seiner Zeit die Mahnung, der Versuchung des »horror cellae« nicht zu erliegen, also die eigene Zelle zu verlassen um welcher Ablenkungen und Zerstreungen auch immer.

Diese wohlgemeinte Mahnung konnte sozusagen zur Begründung ihrer selbst die Worte der Gleichung »cella caelum« geltend machen. Gesagt sein sollte damit, dass dem, der es versteht, in seiner Zelle auszuharren und es mit sich auszuhalten, die Verheißung gilt, dort der Erfahrung des Himmels, eben der Erfahrung Gottes, teilhaftig zu werden.

Doch auch ohne um diesen mönchischen Hintergrund zu wissen, dürfte der Ratschlag des bedeutenden Dominikaners seine Berechtigung dort haben, wo die Frage nach der »Art of Studying well« reell zur Debatte steht. Der Wille zur Zelle erweist sich dabei als wichtiger Schritt in die richtige Richtung.

Bekanntlich hat der französische Philosoph und Mathematiker BLAISE PASCAL (1623–1662) einmal bemerkt, er habe »entdeckt, dass das ganze Unglück der Menschen aus einer einzigen Ursache komme: nicht ruhig in einem Zimmer bleiben zu können«¹¹. Vielleicht ist diese – gewagte – These

¹¹ PASCAL, BLAISE: Gedanken. Nach der endgültigen Ausgabe übertragen von Wolfgang Rüttenauer. Einführung von Romano Guardini, Birsfelden-Basel o. J., 73.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

ebenso überzeichnet wie jene, zu behaupten, das »ganze Unglück« im Leben heutiger Studenten*innen liege daran, dass sie es nicht verstünden, es mit sich und ihren Büchern, Skripten und sonstigen ihnen zur Verfügung gestellten Lernmaterialien in dem gemieteten Zimmer eines Wohnheims auszuhalten. So zu urteilen hieße verkennen, welche wertvollen Lernvorgänge und Lernfortschritte sich über die diversen Formen kommunikativen Studierens (etwa einer Projektarbeit als Gruppenarbeit) ereignen und einzig so vonstatten gehen können.

Und doch darf »das stille Kämmerlein«, die Zelle, das kleine Studierzimmer ein nicht zu selten besuchter Ort sein, so es einer Studiosa, einem Studiosus mit ihrem / seinem Studium ernst ist. Man muss das einfach beizeiten lernen: im Trubel (und manchmal ja auch Jubel) des studentischen Lebens immerhin von Zeit zu Zeit mit sich und seinen Gedanken allein zu sein, konzentriert einmal ein wichtiges Buch Zeile für Zeile, Seite für Seite durchzuarbeiten und sich seine Gedanken dazu zu machen, die tagsüber gehörten Vorlesungen einer sie nachdenkenden »relecture« zu unterziehen oder Glück und Wunder der »allmähliche(n) Verfertigung der Idee beim Schreiben« (HERMANN BURGER) einer Haus-, Bachelor-, Master- oder Doktorarbeit zu erleben.

Nicht weniger als für Student*innen gilt der Wille zur Zelle auch für deren Professor*innen. Doch das ist so eine heikle Sache. Immerhin bieten sich Hochschullehrer*innen doch Möglichkeiten nahezu »without end«, dem »horror cellae« zu entfliehen. So manche(r) aus ihrer Zunft vermag sich einfach nicht dagegen zu wehren, beliebten Fluchtendenzen nachzugeben. Ist da nicht noch ein Gremium, dem ich noch nicht beigetreten bin? Noch eine dienstliche Besprechung, an der ich teilnehmen könnte? Noch ein wichtiges »Amt«, das ich im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung zusätzlich übernehmen könnte? Wartet nicht die ganze Universität längst darauf, dass ich endlich einmal bei der Senatswahl kandidiere, die überfällige Dienstreise antrete und – nicht zu vergessen – die Gastvorlesung an der renommierten Universität im benachbarten Ausland endlich halte?

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Und will ich es wirklich versäumen, bei der diesjährigen Sommerakademie mein Stelldichein zu geben? Und ich darf ja wohl nicht den Kongress, wo alle mit meinem Kommen rechnen, versäumen zu besuchen, was eng wird, da ich das Symposium, zu dem ich mich vor langer Zeit angemeldet habe, unmöglich sausen lassen kann.

Ja, so »ticken« gewisse Professor*innen. »Überall ist er und nirgends«, singt und sagt eines der neueren geistlichen christlichen Lieder über Gott. In dem Sinne, dass sie überall und nirgends sind, seien sie doch in etwa »gottgleich«, lässt sich grosso modo sagen über die Gruppe jener Professor*innen, deren Präferenz hinsichtlich des Ortes nicht die der Präsenz in ihrem Arbeitszimmer ist. Daneben gibt es unübersehbar die Gruppe unter den Professor*innen, die begriffen haben, dass diejenige / derjenige unter ihnen, die / der in der Vielfalt seiner universitären Pflichten aufgeht, bald schon in ihnen untergeht. Wer sich als Professor*in dieser Gruppe zugehörig fühlt, träumt davon, das Hochschulpersonalgesetz der deutschen Bundesländer würde einen Paragraphen kennen, das ruhelosen Professor*innen Ruhezeiten zusichert. Wohlgemerkt: Ruhezeiten nicht zum Schlafen, Ruhezeiten zum Denken.

Ob es eine Legende ist oder nicht, weiß keiner. Legendär ist sie jedenfalls – jene Bemerkung des früheren Bielefelder Soziologen NIKLAS LUHMANN (1927–1998), der seinen Mitarbeiter*innen bei seinem Dienstantritt an der Universität gesagt haben soll, was er brauche, seien Stifte, Blöcke und eben Ruhe. Und wie es scheint, hat er dafür wohl den passenden Ort – ein Schreibzimmer mit Schreibtisch – gefunden.

Apropos Schreibtisch! Bekannt ist, dass HANS BLUMENBERG als Philosoph über Jahre hinweg ganze Nächte hindurch lesend und schreibend an seinem Schreibtisch saß und ihm dieser Ort der Einsamkeit gewissermaßen ein »heiliger« Ort war, wo er allein war und doch nicht allein, da verbunden mit

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

all jenen guten Geistern, mit denen er denkend im Gespräch war.¹² Und es war PETER SLOTERDIJK (* 1947), der die Frage, wie er das mache, so viel Literatur zu verarbeiten und dann auch noch so viel zu schreiben, locker und lässig so beantwortete: »Ich nütze eine Gesetzeslücke aus. Dem Beamten des Landes Baden-Württemberg ist es nicht verboten, nachts zu arbeiten.«¹³

Weiterer Zeugen und Zeugnisse bedarf es sicherlich nicht, um den Gedanken zu erhärten, dass der Wille zur Zelle eine »conditio sine qua non« auch im Leben von Professor*innen darstellen sollte. Dabei muss es sich bei einer solchen Zelle nicht zwingend um eine Immobilie – Arbeitszimmer mit Schreibtisch – handeln; es kann sich von Fall zu Fall dabei durchaus um eine dezidiert mobile Angelegenheit handeln. Wieder ist es ein Philosoph, der sich für diese Option stark gemacht hat. In seinem »Plädoyer für die Einsamkeitsfähigkeit« resümiert und reflektiert ODO MARQUARD (1928–2015) – er lehrte in den Jahren 1965 bis 1993 Philosophie an der Justus-Liebig-Universität-Gießen – die Reiselust etlicher in der Wissenschaft Tätigen einmal so:

»Einsamkeit suchen – und brauchen – die Wissenschaftler: ohne Einsamkeit ist Wissenschaft nicht möglich, auch wenn das heute verpönt ist. (...) Darum verlangte Wilhelm von Humboldt für die Wissenschaft an der Universität ›Einsamkeit und Freiheit‹: Denkfreiheit, die durch Einsamkeit entsorgt ist. Wo man heute – in der Gruppenuniversität – Wissenschaftsfreiheit ohne Einsamkeit will, macht dieser Einsamkeitsbedarf sich trotzdem geltend. Nicht zufällig sind seither die Professoren zu einer Gilde von Reisenden geworden: sie reisen unentwegt zu fernen Kongreßorten. Aber wichtig bei ihren Reisen ist nicht das Ankommen – weder das am Kongreßort noch das am Berufsort – sondern das Wegsein von beiden: die Reise dazwischen, die in der Regel eine

¹² Vgl. WOLFF, UWE: Der Schreibtisch des Philosophen. Erinnerungen an Hans Blumenberg, München 2020.

¹³ FOCUS Online Mittwoch, 13. November 2013.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

einsame Reise ist, bei der man noch denken kann. So rettet, wo die Universität ihn nicht mehr deckt, der heutige Wissenschaftstourismus – diesseits der Wissenschafts-geselligkeit – den wissenschaftlichen Einsamkeitsbedarf.«¹⁴

Was im Leben eines Wissenschaftlers seine Zelle ist, ob als ein mobiler oder als ein immobiler Ort, spielt letztlich keine Rolle. Hauptsache ist, dass Wille und Liebe zu dem, wofür das Wort Zelle als Chiffre stehen mag, vorhanden sind – und das sowohl bei den Lehrenden wie bei den Lernenden. Was für Klosterbrüder und -schwestern ihr persönlicher Raum in der Klausur ist, muss (s)ein Äquivalent haben überall dort, wo wissenschaftlich gearbeitet wird in Forschung, Lehre und Studium. Sollte jemand da seinen »Lieblingsort« noch nicht gefunden haben, der ihm Aufenthaltsort ist, um in Ruhe wirklich einmal ungestört über das nachzudenken, was ihm zu bedenken gegeben ist, sollte dieser Jemand sich beeilen, bald einen zu haben. Wer als Student*in oder als Dozent*in einen zeitlich nicht zu knapp bemessenen Aufenthalt an einem gut und gern frequentierten Ort in einsamer »Klausur« als gute Gewohnheit pflegt, wissend, dass dies überhaupt keine »quantité négligeable« darstellt, wird eher eines frühen als eines späten Tages darauf kommen, dass es ihm zugute kommt. Für Student*innen mag sich das Gute daran, es nicht zu versäumen, regelmäßig in Klausur zu gehen, übrigens als die nicht schlechteste Vorbereitung für das Schreiben anstehender Klausuren entpuppen.

¹⁴ MARQUARD, ODO: Plädoyer für die Einsamkeitsfähigkeit, in: DERS.: Skepsis und Zustimmung. Philosophische Studien, Stuttgart 1994, 110-122, 118.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

VIERTER RATSCHLAG

»Achte nicht darauf, von wem du etwas hörst, sondern vertraue deinem Gedächtnis an, was immer an Gutem gesagt wird!«

[»Non respicias a quo, sed quod sane dicatur memoriae recommenda«]

»Der Gedanke ist eine seltsame Weite« lautet der Titel eines Buches von KAROL WOJTYLA, dem späteren Papst JOHANNES PAUL II., das im Jahre 1990 in deutscher Sprache erschien.¹⁵ Der Weg des Denkens geht in die Weite dessen, was alles da ist, uns zu denken zu geben, und diese Weite geht offenbar gegen unendlich, zeigen sich hinter einer gelösten Frage wieder zahlreiche neue Fragen. Der wissenschaftliche Eros, zu erkennen, »was die Welt im Innersten zusammenhält«, wie JOHANN WOLFGANG VON GOETHE seinen »Faust« räsonieren lässt, ist eo ipso ein unruhiger Geist, muss es einfach sein, beschäftigt ihn doch immens dieser »Dreisatz«:

- ◇ Es gibt Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie wissen.
- ◇ Es gibt Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie nicht wissen.
- ◇ Es gibt Dinge, von den wir nicht wissen, dass wir sie nicht wissen.¹⁶

Wer Wissenschaft betreibt, betritt »ein weites Feld« (THEODOR FONTANE) und betreibt ihr Geschäft gut, wenn er es mit Leidenschaft tut. Der dritte Ratschlag, den der junge dominikanische Studiosus Johannes erhält,

¹⁵ WOJTYLA, KAROL: Der Gedanke ist eine seltsame Weite. Betrachtungen, Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen und herausgegeben von KARL DEDECIUS, Freiburg i.Br. 1990.

¹⁶ Der ehemalige Verteidigungsminister der United States of America, DONALD RUMSFELD (1932–2021) erwähnte am 12. Februar 2002 auf einer Pressekonferenz diesen »Dreisatz«, als er sagte: »... there are known knowns; there are things we know we know. We also know there are known unknowns; that is to say we know there are some things we do not know.« Damit trat er eine aus vielerlei Gründen kontrovers geführte Debatte los.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

entstammt einer geistigen Grundhaltung, welche THOMAS VON AQUIN als der um seinen Rat Gebetene selbst wohl innehatte. Diese verrät eine große geistige Weite, die sich absolut nicht verträgt mit einer Abschottung des Denkens und einer Berührungsangst gegenüber Andersdenkenden. Es spricht einiges dafür, dass der Aquinate die Aufforderung des Paulus »Prüft alles und behaltet das Gute!« (1 Thess 5,21) im Hinterkopf hatte und auf sein Gebiet – das der Theologie – übertrug. Für ihn waren die Philosophen, deren Werke er sich erschloss, eben nicht in erster Hinsicht »adversarii« – mithin Gegner –, die es zu bekämpfen galt, vielmehr willkommene Wegbereiter und Wegbegleiter, mit denen er sich verbündet und verbunden wusste bei der Suche nach der Wahrheit.

Dass THOMAS VON AQUIN einem Studenten der Theologie empfiehlt, eine Haltung der geistigen Offenheit und Vorurteilsfreiheit zu pflegen, hat keineswegs eine beschränkte Gültigkeit. So gewiss eine solche Haltung angehenden Theolog*innen gut zu Gesicht steht, so sicher ist diese Haltung doch stimmig und gültig überall dort, wo Student*innen und Dozent*innen in Forschung und Lehre die Wahrheit der Wirklichkeit zu ergründen suchen; eine veritable und adäquate Haltung eben, solange noch die klassische Formel »Veritas est adaequatio rei et intellectus« gilt.

IV.

De modo bene docendi – Ein Hauptgebot und seine Nebengebote

Manchmal gibt es zeitliche Koinzidenzen, die schon seltsam sind. Als ich aus gesundheitlichen Gründen – eine amtsärztliche Untersuchung war zu dem Ergebnis »dienstunfähig« gekommen – ein knappes Jahr früher in den vorzeitigen Ruhestand verabschiedet wurde und mir noch nicht ganz klar war, welche Gefühle ich dabei hatte, bekam ich eher zufällig einen Band der Zeitschrift »Sinn und Form« in die Hand. Darin abgedruckt entdeckte ich ein Gespräch, das JOCHEN RACK (* 1963) mit einem meiner Lieblingsphilosophen, nämlich dem Philosophen ODO MARQUARD, geführt

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

hatte. Ich begann die Lektüre mit großer Vorfreude und wusste nicht, ob ich weinen oder lachen sollte, als ich las, dass der Philosoph, dessen essayistische Schreibe ich über alles mochte, da sagte: »Mit 65 hatte ich das Gefühl: endlich hast du gelernt, wie man Vorlesungen macht, und jetzt hörst du auf.«¹⁷

ODO MARQUARD hat über etliche Semester philosophische Vorlesungen in Gießen gehalten. Er wurde 1927 in Stolp in Hinterpommern (der heutigen polnischen Stadt Słupsk) geboren und ist dort wohl auch mit meinem in etwa gleichaltrigen Vater zur Schule gegangen. Ich selbst bin jetzt auch 65 Jahre alt und denke so bei mir: Jetzt weißt du einigermaßen, wie man nicht ganz schlechte Vorlesungen hält, und jetzt soll Schluss sein damit? Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! So habe ich zu meiner Freude mit Frau Prof. Dr. GABRIELE GIEN, der Präsidentin meiner Universität, der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, vereinbart, einen Vertrag zu schließen, der es mir künftig ermöglicht, »ehrenamtlich« in der Lehre tätig zu sein. Ich bin zugegebenermaßen froh, dank dieser vertraglichen Regelung weiterhin Vorlesungen halten zu können, und es begleitet mich dabei nach wie vor die Frage: Was macht eine Vorlesung eigentlich zu einer guten Vorlesung? Eine Frage, über die sich weiß Gott viel spekulieren lässt.

Ohne den Anspruch, vollzählig bzw. vollumfänglich die Kriterien zu benennen, welche da in Betracht kämen, über eine Vorlesung das Qualitätsurteil, sie sei gut, zu fällen und ihr mit Recht dieses Prädikat zu verleihen, lässt sich mit einem gewissen Vorbehalt besserer künftiger An- und Einsichten doch sagen, ohne welche Merkmale Vorlesungen schwerlich gut zu sein vermögen.

Zuallererst gilt einmal die Goldene Regel der Hochschuldidaktik: Halte eine Vorlesung so, wie Du sie selbst gern hören würdest! Sekundiert werden kann

¹⁷ RACK, JOCHEN: Gespräch mit ODO MARQUARD. Über das Alter (2004), in: Sinn und Form 62 (2010) Heft 5 (September/Okttober) 611-614, 611.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

dieses »Hauptgebot« durch eine ganze Reihe von »Nebengeboten«, die jenes operationalisieren. Deren erstes würde lauten: Halte keine Vorlesungen, welche Dich und Deine Hörer*innen langweilen! Der Kulturwissenschaftler UWE WOLFF (* 1955), der ab 1976 in Münster Philosophie bei HANS BLUMENBERG studierte, der ihm dann ein väterlicher Freund wurde, berichtet diese Hörsaalerfahrung:

»Wenn er [HANS BLUMENBERG] gelegentlich aus dem Typoskript vorlas, wurde es kompliziert, auch langweilig. Doch auch an diesen Tagen verlor er nicht seinen unvergleichlichen Humor: Ein Student hatte sich während der Vorlesung erhoben und schlich sich vorsichtig zur Tür. In dem Moment, wo er die Klinke schuldbewusst hinunterdrückte, tröstete ihn Blumenberg: ›Gehen Sie ruhig! Mich langweilt die Vorlesung heute auch!‹«¹⁸

Das ist eine Anekdote, die nicht näher kommentiert zu werden braucht. Alles, was zu langweiligen Vorlesungen zu sagen ist, sagt sie selbst unmissverständlich. Gleichzeitig ist sie trefflich geeignet, dazu überzuleiten, unter den »Nebengeboten« deren zweites zu benennen. Vermeide es, Vorlesungen als Lesungen zu halten! Deine Vorlesung sei eine Vorstellung, die der Klarstellung wissenschaftlicher Sach- und Sinnverhalte dient. Rhetorisch dabei die Kunst der freien Rede auszuüben, werden die Hörer*innen dankbar goutieren.

Ich erinnere mich an Vorlesungen, die eben das waren: Lesungen. Ein Professor las Blatt für Blatt seines Manuskripts vor wie ein Sprachroboter es nicht hätte schlechter tun können. Das hatte die Wirkung einer Valium 10. Wir Kommiliton*innen kämpften gegen den Schlaf. Eine Vorlesung sollte ein lebendiger Vortrag sein und mit einer freundlichen Begrüßung der Anwesenden beginnen. Das wäre dann unter den »Nebengeboten« deren

¹⁸ WOLFF, UWE: Der Schreibtisch des Philosophen. Erinnerungen an Hans Blumenberg, München 2020, 35.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

drittes. Das muss nicht so weit gehen, dass die Professor*innen durch die Reihen des Hörsaals gehen, um jede und jeden der Gekommenen mit Handschlag zu begrüßen. Gute Dinge werden dadurch nicht besser, dass man sie übertreibt. Doch das Empfinden für das, was übertrieben bzw. nicht übertrieben ist, mag eine Geschmackssache sein, die je nach Region eine variable Bandbreite haben dürfte.

Was die österreichische Usance betrifft, Freundlichkeit eine gute Gewohnheit zu lassen, so waren mir während meiner beiden Auslandssemester – Wintersemester 1976/77 und Sommersemester 1977 –, die ich in Wien verbrachte, die Vorlesungen des Philosophie-Professors ERICH HEINTEL (1912–2000) Stunde um Stunde Lehrstunden einer Freundlichkeit, die eine galante Höflichkeit »zelebrierte«. Dieser Gelehrte ließ es sich nämlich nicht nehmen, jeden einzelnen der Hofräte, die als Senior-Studenten seine Vorlesung als Gasthörer besuchten, vor Beginn der Vorlesung zur Begrüßung die Hand zu reichen, und abermals nach der Vorlesung zur Verabschiedung – selbstverständlich nicht ohne »beste Grüße an die Frau Gemahlin«. Von der 45-minütigen Vorlesungszeit waren damit – gefühlt und geschätzt – 10 Minuten schon einmal weg. Freundlichkeit, Höflichkeit – das kostet etwas – sicher auch Zeit. Und die ließ er sich das kosten.

Jene verbleibenden 35 Minuten, in denen der Wiener Philosoph nun wirklich seine Vorlesungen hielt, waren Minuten, da es dann wirklich zur Sache des Denkens ging, welchem, wie bekanntlich GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL (1770–1831) in der Vorrede seiner »Phänomenologie des Geistes« erklärte, »die Anstrengung des Begriffs« nicht erspart werden kann und darf.¹⁹

So anstrengend die Vorlesungen, die ERICH HEINTEL damals hielt, waren, so anregend waren sie doch auch. Und das hatte wohl damit zu tun, dass sein

¹⁹ HEGEL, GEORG FRIEDRICH: Phänomenologie des Geistes (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 8), Frankfurt am Main ²1975, 56.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Vortragsstil ein Stil unterhaltsamer Rede war. Damit wäre ein viertes der »Nebengebote« erkannt und benannt. Und das wäre das Gebot: Lass Dir nicht einreden, eine Vorlesung, die unterhaltsam sei, sei darum auch schon eine schlechte! Mitnichten verhält es sich so. Wer seine Zuhörer*innen bei der Stange halten will, muss sich etwas Gutes einfallen lassen. Es ist doch ein Jammer, wenn über einzelne Vorlesungen gesagt wird, ihr Besuch sei wahrlich nicht vergnügungssteuerpflichtig. Vom Augsburger Dichter BERTOLT BRECHT (1898–1956) stammt die erwähnens- und erwägenswerte These: »Weniger als alle anderen brauchen Vergnügungen eine Verteidigung.«²⁰ Ohne das Geschehen im Gebäude eines Theaters mit dem eines Vorlesungsraums in einem Universitätsgebäude Gebäude vergleichen oder gar gleichsetzen zu wollen, so gilt ja doch, dass eine »Vorlesung« grosso modo durchaus einer »Vorführung« ähnelt oder gleicht. Und wer will da behaupten, dass die Belehrung, welche die Student*innen während einer Vorlesung erfahren, so erfolgen muss, dass sich dabei neben aller Anstrengung nicht auch vergnügliche Unterhaltung einstellen dürfte.

Als ich davon erfuhr, habe ich schmunzeln müssen: Ein Doktorand der Theologischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg hatte seine Dissertation eingereicht, welche den Titel »Das unterhaltsame Dogma« trug und sich mit dem hauptsächlich durch seine Father Brown-Geschichten bekannt gewordenen Schriftsteller und Journalisten GILBERT KEITH CHESTERTON (1874–1936) befasste.²¹ Durch die Lektüre dieser wissenschaftlichen Arbeit wurde ich mit einer Disclosure-Erfahrung (EDWARD SCHILLEBEECKX) – einem echten Aha-Erlebnis – beschenkt.

²⁰ BRECHT, BERTOLT: Kleines Organon für das Theater, in: DERS.: Gesammelte Werke, Band 16: Schriften zum Theater, 659-707, 664.

²¹ WÖRTHER, MATTHIAS: G. K. Chesterton – Das unterhaltsame Dogma. Begriffe des Glaubens als Entdeckungskategorien (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXIII. Theologie; Band 242), Frankfurt am Main – Bern – New York – Nancy 1984.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Vermittelt wurde mir da – und das halte ich bis heute für ein wirklich kostbares Geschenk –, dass es kein Nachteil, vielmehr ein Vorteil ist, Wissenschaft als »fröhliche« Wissenschaft zu betreiben. So wenig ein Roman ein schlechter Roman ist, wenn er (auch) unterhaltsam ist, so wenig ist eine Vorlesung eine schlechte Vorlesung, wenn sie einen echten Unterhaltungswert hat. Lehrenden kann kaum Besseres widerfahren, als dass ihre Hörer*innen ihnen das evaluative Feedback geben, sich gut unterhalten zu fühlen, wenn sie ihre Vorlesungen besuchen.

Studieren ist eine ernste Sache. Dozieren ebenso. So viel ist gewiss. Darf beides deshalb keine Freude, keinen Spaß machen? Darf es da nicht auch vergnüglich und unterhaltsam zugehen – wenn schon nicht immer, so doch ab und zu? Studierende werden eine Dozentin / einen Dozenten lieben, wenn sie spüren, dem macht ihr / sein »Job« Freude, ja Spaß, die / der tritt mit Vergnügen Woche für Woche ans Pult und weiß den Stoff der Vorlesung unterhaltsam zu präsentieren, so dass es ein Genuss ist, ihr / ihm zuzuhören.

Die Hörer*innen können übrigens durchaus ihren Teil dazu beitragen, dass die Dozent*innen gute Worte finden, die man sich dann auch gut anhören kann. »Hab‘ ich dein Ohr nur, find‘ ich schon mein Wort: / wie sollte mir’s dann an Gedanken fehlen?.« dichtete einst der sprachgewandte Österreicher KARL KRAUS (1874–1936) in seinem Gedicht »Zuflucht«²² und skizzierte so exakt eine bemerkenswerte Beobachtung, die sich tatsächlich wieder und wieder verifizieren lässt. Es ist eben nicht egal, vor welcher Zuhörerschaft ich rede. Ist es eine gute, dann glückt meine Rede wahrscheinlich; ist es eine schlechte Zuhörerschaft, dann missglückt sie, und das ist ebenso wahrscheinlich. Wenn Vortragende daher einen Wunsch frei hätten, den spontan zu erfüllen ihnen eine gute Fee in Aussicht gestellt hätte, sollten sie sich ein Auditorium wünschen, gut besetzt mit Student*innen, von denen jede und jeder das kann, was die kleine Momo – MICHAEL ENDE (1929–

²² KRAUS, KARL: Worte in Versen, München 1974, 63.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

1995) hat ihr einen ganzen Roman gewidmet – wirklich gut konnte. Und was das ist, ist im Buch dann so nachzulesen:

»Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder.

Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig.

Momo konnte so zuhören, daß dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme.

Dabei schaute sie den anderen mit ihren großen, dunklen Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hatte, daß sie in ihm steckten.

(...)

So konnte Momo zuhören!«²³

Vielleicht werden Dozent*innen noch besser und gescheiter als sie es ohnehin schon sind, wenn sie im Hörsaal auf Hörer*innen treffen, die ganz Ohr sind, die es verstehen, aktiv zuzuhören. So oft da ein guter »flow« entsteht, kann eine Dozentin, ein Dozent zur Höchst- bzw. Bestform auflaufen, und alle, die solche Sternstunden akademischer Lehre einmal erlebt haben, werden sie nicht vergessen haben und Lust darauf verspüren, dass sich solche Stunden wiederholen.

In der Ernennungsurkunde des Philosophen IMMANUEL KANT (1724–1804) anlässlich seiner Berufung auf die Stelle einer ordentlichen Professur für

²³ ENDE, MICHAEL: MOMO oder Die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte. Ein Märchen-Roman, Stuttgart 1973, 15f.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Metaphysik und Logik an der Universität Königsberg im Jahre 1770 heißt es, dass der Berufene »die studierende Jugend ... ohnermüdet unterrichten und davon tüchtige und geschickte Subjekta zu machen sich bemühen, wie nicht weniger derselben mit gutem Exempel vorgehen« werde. Aus der Art und Weise, wie dieser seinen Auftrag verstanden und umzusetzen versucht hat, lässt sich ein fünftes der »Nebengebote« ableiten, das strikte einzuhalten ist, damit das Werk, gute Vorlesungen zu halten, nicht ungetan bleibt. Didaktisch-methodischer Leitsatz seiner Vorlesungen war IMMANUEL KANT der Satz: Wer (Philosophie) studiert, »soll nicht *Gedanken*, sondern *denken* lernen; man soll ihn nicht *tragen*, sondern *leiten*, wenn man will, dass er in Zukunft von sich selbst zu *gehen* geschickt sein soll«²⁴. Dementsprechend hätte jede / jeder, die / der Vorlesungen hält, es – gut kantianisch – als seine »Pflicht«-Übung anzusehen und anzuerkennen, eine Vorlesung so zu bauen, dass sie sich dazu eigne, das eigene Denken der Studierenden anzuregen. Ganz dem Geist der praktischen Philosophie des wichtigen Vertreters der Aufklärung, der IMMANUEL KANT war, verdankt sich gewiss das, was der deutsche Philosoph NICOLAI HARTMANN (1882–1950) gleich auf den ersten Seiten seiner »Ethik« zu bedenken gibt: »Ethik verfährt ... nicht anders als alle Philosophie: sie lehrt nicht fertige Urteile, sondern ›Urteilen‹ selbst.«²⁵

Worauf alles hinauslaufen sollte, ist, dass Student*innen dank gut gehaltener Vorlesungen nach und nach lernen, sich eine eigene selbständige Urteilsfähigkeit zu erwirken, die es zu fordern und zu fördern gilt. Universitäre Bildung hat ihren verbindlichen Maßstab darin (zu haben), zur Bildung dieser Urteilsfähigkeit beizutragen. Vorlesungen müssen zu denken geben, soll diese Urteilsfähigkeit gute Wachstumsbedingungen vorfinden. Und wirklich zu denken geben Vorlesungen, wenn sie zu fragen geben. Ich habe es daher nicht zu vergessen und zu versäumen versucht, meinen Hörer*innen jenes Wort des Philosophen MARTIN HEIDEGGER (1889-1976)

24 KANT, IMMANUEL: Vorkritische Schriften (1747-1777). Kapitel: Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbenjahre von 1765 - 1766. Basis-Ausgabe: Akad. (1905ff.), S. II:306f.

25 HARTMANN, NICOLAI: Ethik, Berlin 4., unveränderte Auflage 1962, 3.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

nahezubringen, das lautet: »Denn das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.«²⁶ Es ist ein Wort, das (be)sagen will: Das Fragen ist das, was dem Denken »frommt«, was so viel heißt: das, was einfach zu ihm gehört und was ihm gebührt, was ihm »zusteht« und »zukommt«, was das Denken »vollzieht« und »vollbringt«. Gesagt soll damit – alles in allem – nach MARTIN HEIDEGGER sein, dass Denken ohne Fragen gar nicht Denken sein kann, dass der Vollzug des Denkens eo ipso ein Vollzug des Fragens ist. So empfiehlt es sich unbedingt, in Vorlesungen die Student*innen zu ermutigen, die Fragen und das Fragen selbst liebzuhaben. Sie sollen sich trauen, Fragen zu stellen und sich bestimmte(n) Fragen zu stellen. Die seitens scholastischer Philosophie und Theologie gepflegte – methodisch strukturierte – Übung der »quaestio disputata« als einer »quaestio disputanda« war wahrlich zu ihrer Zeit keine schlechte Übung.

Der wohl bedeutendste deutschsprachige Theologe des 20. Jahrhunderts, KARL RAHNER SJ (1904–1984), war ein Meister darin, mit den Fragen derer, die seine Vorlesungen hörten, umzugehen. Grundsätzlich war er der unerschütterlichen Auffassung: Es gibt keine »dummen« Fragen. Und wenn es dann doch einmal so schien, als wäre das »dumm«, was da gerade gefragt wurde, so machte er daraus erst einmal eine echte, eine »kluge« Frage, die er dann drehte und wendete, um sie umfassend zu würdigen.

Den existenziellen Hintergrund solchen Ernstnehmens jeder Frage bildete erklärtermaßen für den Jesuiten, der KARL RAHNER war, das Ernstnehmen der jeweiligen Person, welche eine Frage hatte und stellte. Da tut sich ein Ethos kund, das eigentlich unverzichtbar ist überall dort, wo es Dozierende und Studierende miteinander zu tun haben und ihr Miteinander nicht zuletzt als ein kommunikativ gutes gestalten und erhalten wollen.

Eine Hochschullehrerin / ein Hochschullehrer, die / der gute Vorlesungen hält, tut seinen Hörer*innen damit gewiss etwas Gutes. Dabei sei sie / er sich kontinuierlich bewusst – und daraus ergäbe sich das fünfte der

²⁶ HEIDEGGER, MARTIN: Die Frage nach der Technik, in: DERS: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen ⁵1985, 9-40, 40.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

einzuhaltenden »Nebengebote«, ohne das eine Vorlesung keine gute Vorlesung wird –, über das eigene Wort hinaus durch die eigene Persönlichkeit zu wirken. »Wirklich ... ist, was wirkt«.²⁷ Einer der Pioniere der Tiefenpsychologie, der Schweizer Seelenarzt CARL GUSTAV JUNG (1875–1961), hat das so gesehen. Ganz bestimmt ist es eines der unverkennbaren Merkmale des Menschen, dass er über seine Persönlichkeit wirklich wirkt auf seine Mitmenschen. In seinem Roman »Der Nachsommer« lässt der österreichische Dichter ADALBERT STIFTER (1805–1868) eine der Figuren einmal die Bemerkung machen: »... das Beste aber, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist«²⁸. Hochschullehrer*innen, die gestandene Persönlichkeiten sind, sind darum das Beste, was Student*innen passieren kann während ihres Studiums – Persönlichkeiten, profiliert, ambitioniert, engagiert und – zu guter Letzt – couragiert, die sagen, was sie denken. Und die Student*innen danken es ihnen damit, dass sie zu ihnen aufschauen und es sich von ihnen abschauen.

Doch daneben, nicht dagegen ist zu betonen, dass es eine gute Sache ist, wenn junge Menschen mitten in ihrem Studium bereits Gelegenheit erhalten, sich als eine wachsende Persönlichkeit zu erleben, die »wirklich wirkt«. Eine großartige Sache, wenn das klappt. Und dass es klappen kann, hat eine prominente Persönlichkeit wie Sir SIMON RATTLE (* 1955), zur Zeit Chefdirigent beim London Symphony Orchestra, bereits als junger

27 JUNG, CARL GUSTAV: Über die Beziehung der Psychotherapie zur Seelsorge, in: DERS.: Gesammelte Werke [Sonderausgabe]. Herausgeber: Marianne Niehus-Jung†, Dr. Lena Hurwitz-Eisner†, Dr. med. Franz Riklin, unter Mitarbeit von Lilly Jung-Merker†, Dr. phil. Elisabeth Rüf, Solothurn – Düsseldorf 1995, Band XI, 337-355, 351.

28 STIFTER, ADALBERT: Der Nachsommer, Zweiter Band: 2. Die Annäherung, Düsseldorf 2007, 317-390, 377f.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Musikstudent erlebt, als er beim Probedirigieren eine seine weitere Laufbahn prägende Erfahrung machte. Originalton Sir SIMON RATTLE:

»Ich erzähle Ihnen eine Geschichte. Als ich in London Musik studierte, sollte jeder aus unserer Dirigentenklasse dasselbe Stück mit demselben Orchester aufführen. Wir waren ungefähr zehn Studenten, durften nichts fragen, nichts erklären, nicht mit den Musikern sprechen, nur dirigieren – das Stück klang jedes Mal anders. Nennen Sie es, wie Sie wollen, Aura, Chemie, Charisma, Physik, von mir aus Magie, aber der Klang verändert sich, je nachdem was für ein Mensch am Pult steht. Die Persönlichkeit des Dirigenten sickert so nachhaltig in ein Orchester ein, dass man noch Jahrzehnte später Reste davon hören kann.«²⁹

Persönlichkeit ist eine Wirklichkeit, die wirkt – auf künstlerischem Gebiet und auf wissenschaftlichem Gebiet ebenso. Persönlichkeitsbildung ist darum eine Aufgabe, die Lehrenden wie Lernenden gleichermaßen gestellt ist. Wohin die Reise von Lehren und Lernen künftig auch gehen mag; die Persönlichkeitsbildung darf dabei nicht auf der Strecke bleiben. Für dieses dringende Anliegen gibt es keinen Sabbat, solange noch die doppelte Gleichung gilt: Was Lehrende werden können, werden sie durch die Erwartung der Lernenden; und was Lernende werden können, werden sie durch die Erwartung der Lehrenden.

29 »Nur Fußballtrainer sind noch mysteriöser als Dirigenten«. Wie haben Sie die 14 Jahre in Deutschland verändert? Welche Musik würden Sie Donald Trump vorspielen? Kann man ein großer Musiker sein, ohne an Gott zu glauben? Vorletzte Fragen an den Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker Simon Rattle, ehe er zum London Symphony Orchestra wechselt. Interview: Tobias Haberl. Fotos: Oliver Helbig, in: Süddeutsche Zeitung Magazin Nummer 32 – 12. August 2016 – Seite 25-31, 27.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

V.

Das Bummelstudium – Eine Apologie

Meine akademische Lehrzeit fiel in die Jahre von 1981 bis 1990. Da war ich zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, nach der Promotion dann als Akademischer Rat auf Zeit Assistent am Lehrstuhl für Moraltheologie der Theologischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität (JMU) Würzburg. Der Umfang verpflichtenden Lehrdeputats für die Gruppe der dem akademischen Mittelbau zugehörigen Mitarbeiter*innen lag damals pro Semester bei vier Semesterwochenstunden. Ich habe meine Lehrverpflichtung semesterweise jeweils so wahrgenommen, dass ich ein zwei Semesterwochenstunden umfassendes moraltheologisches Proseminar anbot, das der Einführung in die Grundbegriffe des Fachs diene, und eine ebenfalls zwei Semesterwochenstunden umfassende Lehrveranstaltung, der ich die Bezeichnung »Lektürekurs« gegeben hatte.

Wie die Bezeichnung dieses für Student*innen aller Fakultäten angebotenen Kurses unschwer erkennen lässt, ging es darin ums Lesen, und zwar ums Lesen einer immerhin doch einigermaßen repräsentativen Auswahl aktuell erschienener Bücher zu ethischen Fragen der Gegenwart. Alleinstellungsmerkmal dieser Lehrveranstaltung war, wie mir das Prüfungsamt schon bald zu verstehen gab, dass dieses Genus einer Lehrveranstaltung nicht so ohne Weiteres verbucht werden könne unter den nachweislich zu erbringenden Leistungs- bzw. Prüfungsergebnissen. Das störte mich zwar, doch ließ ich mich dadurch nicht beirren und hielt trotzdem an der Bezeichnung »Lektürekurs« fest. Gespannt war ich natürlich, ob Student*innen diese meine Lehrveranstaltung überhaupt belegen und besuchen würden, wo eindeutig klar war: Es sprang für sie dabei kein studientechnisch verwertbarer »Schein« heraus.

Wie sich dann zeigte, war meine Sorge, der Lektürekurs werde unter Umständen wegen mangelnder oder fehlender Nachfrage seitens der Student*innen gar nicht stattfinden, gänzlich unbegründet. Semester für

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Semester fanden sich immerhin doch einige lesewillige und -freudige Teilnehmer*innen ein, welche die Lesefrüchte des Lektürekurses miteinander genießen wollten.

Im Rahmen der von mir über 9 Jahre als »Lektürekurs« angebotenen und abgehaltenen Lehrveranstaltungen lernte ich jene Form studentischen Daseins wieder kennen, die ich selbst während meines einjährigen Auslandsstudiums in Wien nach dem Bestehen des Vordiploms so geliebt hatte. Denn die Student*innen, die meinen »Lektürekurs« besuchten, erfüllten alle Eigenschaften, als das zu gelten, was den Typus eines Bummelstudenten / einer Bummelstudentin ausmacht bzw. – besser gesagt – auszeichnet.

Der Typus »Bummelstudent*in« ist eine ganz besondere Spezies, eine innerhalb der im Zeichen des Bologna-Prozesses stehenden europäischen Hochschulentwicklung, wie es scheint, doch unbedingt schützenswerte, da vom Aussterben bedrohte Spezies. Doch was ist das eigentlich: ein Bummelstudent, eine Bummelstudentin? Gab es das früher einmal oder gibt es das noch? Wo sind die Bummelstudent*innen geblieben? Wurden sie vom Campus vertrieben? Sind sie zwischenzeitlich unter- bzw. abgetaucht? Sind sie jetzt wieder da, so dass Grund zur Hoffnung besteht, ihr Comeback und das ihr Art- und Gesinnungsgenoss*innen zu feiern?

Unter der Überschrift »Nieder mit Bologna!« traf ADAM SOBOCZYNSKI (* 1975) in der Wochenzeitung »Die Zeit« im November 2009 die Feststellung: »Der deutsche Student will wieder bummeln.«³⁰ Wie es ehemals mit dem studentischen Bummeln war, beschreibt er so:

»Und mit Bummeln war, recht besehen, keineswegs Faulheit gemeint (die es zweifelsohne auch gab), sondern eine den Sozialneid nachgerade

³⁰ SOBOCZYNSKI, ADAM: Nieder mit Bologna! Eine so genannte Reform hat die deutschen Universitäten zerstört. Sie können nur gerettet werden, wenn der kontrollierte Student wieder Bummelstudent werden darf, in: Die Zeit Jg. 64 – Nr. 49 – 26. November 2009 – S. 55.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

heraufbeschwörende Lebensweise: Seminare, von uninspirierten Professoren abgehalten, brach der deutsche Student gerne ab. Er gab sich in einer jede Vernunft überschreitenden Emsigkeit eigenen Vorlieben hin, besuchte Veranstaltungen (die man sich damals noch weitgehend frei auswählen konnte) vorzugsweise von charismatischen Dozenten, las in kurioser Hingabe Kafkas Erzählungen, um zwei Semester verspätet eine viel zu lange, sechzigseitige Seminararbeit abzugeben, die nicht nur klaglos angenommen, sondern auch noch bestens benotet wurde – ein Vorgang, der heute schon aus formalen Gründen verunmöglicht wird.«³¹

Tatsächlich lässt sich mit guten Gründen einiges zur Rettung des schlechten Rufs der sogenannten Bummelstudent*innen sagen und ebenso zur Verteidigung ihres spezifischen modus studendi. Nicht ganz unhaltbar dürfte die These sein, die »Entdeckung der Langsamkeit« (STEN NADOLNY) sei das, was ein Leben als Bummelstudent*in kennzeichne. Blinde Eile und blinder Eifer schadet nur, lautet die Devise derer, die als Bummelstudent*innen langsam auf dem Gelände des Campus unterwegs sind, da und dort – etwa an diesem oder jenem schwarzen Brett des Dekanats einer Fakultät – innehalten und verweilen, um mitzukriegen, »what's going on« im universitären Tagesgeschehen. Und so viel steht einmal fest: So manche Rosinen werden sie sich picken aus dem aktuellen Angebot an akademischen Veranstaltungen gleich welcher Couleur und das als ihr gutes Recht empfinden.

Faule Typen sind gute Bummelstudent*innen nicht; eher ganz fleißige. Sie besuchen zusätzlich Veranstaltungen, wo sie eigentlich gar nichts zu suchen haben. Sie erbringen übergebührende, supererogatorische – wie sie ethisch heißen – Leistungen, die überhaupt nicht von ihnen erwartet werden. Sie tun es eigen- und freiwillig, und das ist ihnen hoch anzurechnen, lässt sich die so erbrachte Leistung eben nicht in ECTS-Punkte umrechnen. »Nicht alles,

³¹ Ebd.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

was zählt, kann man zählen, und nicht alles, was man zählen kann, zählt.« So hat ein so bedeutender Wissenschaftler wie ALBERT EINSTEIN (1879–1955) einmal bemerkt. Wo er recht hat, hat er recht.

Wie man sich den krassen Gegentypus zum Typus der Bummelstudent*innen vorzustellen hat, wurde mir klar bei einer kleinen Runde von Kolleg*innen verschiedener Fakultäten der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, die sich versammelt hatten zu einem kleinen Workshop mit ANTON F. BÖRNER (* 1954), dem damaligen Präsidenten des Bundesverbandes Großhandel, Außenhandel und Dienstleistungen e. V. (BGA). Der Vortrag des eingeladenen Gastes behandelte eine ganze Reihe wirtschaftswissenschaftlicher Fragen ausdrücklich und ausführlich unter ethischen Gesichtspunkten.

Das angeregte Gespräch unter den anwesenden Kolleg*innen mit dem Gastreferenten verlief nach dessen Vortrag dann so, dass bald schon mehr und mehr – letzte und vorletzte – Fragen gestellt wurden, die deutlich jenseits des Bereichs wirtschaftswissenschaftlicher Rationalität ihren ursprünglichen Ort in dem, was philosophisch Metaphysik heißt, haben. Jemand aus der Runde der anwesenden Kolleg*innen erlaubte sich dann, bei dem Kollegen der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, Prof. Dr. MAX RINGLSTETTER (* 1959), Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Organisation und Personal, nachzufragen, ob es an seiner Fakultät auch so etwas wie Metaphysik gebe. Der so Befragte antwortete darauf mit einer Geschichte. Vor ein paar Wochen, so erzählte er, als auch an unserer Universität ein Streik den Lehrbetrieb weitestgehend lahmgelegt habe, sei er zur üblichen Uhrzeit seiner Vorlesung sicherheitshalber doch zum Hörsaal gegangen, um nachzuschauen, ob auch wirklich keine Student*innen da sein würden. Doch zu seiner Überraschung habe er erleben müssen: Der Hörsaal war so voll wie jede Woche. Und ehe er dazu gekommen sei, seine Verwunderung darüber mitzuteilen, habe sich spontan ein Student gemeldet und gesagt: »Herr Professor Ringlstetter! Beginnen Sie doch bitte mit Ihrer Vorlesung! Wir wollen bald Geld

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

verdienen!« Und er schloss sein Erzählen mit der Bemerkung, dass er das nicht erwartet habe. Ihm darin zuzustimmen, war sich die professorale Runde sodann schnell einig.

Womit Bummelstudent*innen allerdings »punkten« wollen und können, ist das Surplus, der Mehrertrag eines Studiums, das buchstäblich aus dem Rahmen fällt: aus dem Rahmen eines studentischen Wahrnehmungsfilters, der einzig das durchlässt, das eineindeutig den Zweck erfüllt, die Bedingungen für den Abschluss eines Bachelor- oder Masterstudiums zu erfüllen und für die spätere berufliche Arbeit von Nutzen zu sein. Das Studium, das Bummelstudent*innen betreiben, ist zu einem guten Teil ein absichtsloses Studium, denn was diese Student*innen wollen, ist nicht in erster Linie Ausbildung, vielmehr Bildung. Und sie haben begriffen, dass, wer ein gebildeter Mensch werden will, nicht umhinkann, einen Blick über den Tellerrand des Fachs, das er studiert, zu werfen, um zu erkunden, was es sonst noch alles gibt und was sich sonst noch alles tut im Leben einer Universität.

Bummelstudent*innen sind keine dummen Student*innen. Die echten Bummel-student*innen waren vor der Bologna-Reform ja wohlgemerkt nicht die, die im 14. Studiensemester sich danach erkundigen, ob und wo sie jetzt den zweiten für die Zwischenprüfung als Zulassungsberechtigung erforderlichen Proseminar-Schein machen können. Und Bummelstudent*innen müssen sich auch heute nicht als Langzeitstudent*innen diffamieren lassen, auch wenn ihr Studium ab und zu tatsächlich etwas länger dauert. Das muss kein Nachteil, kann vielmehr ein Vorteil sein. Und dafür mag als Beleg das magic word »nachhaltig« stehen. Bummelstudent*innen studieren ohne »Tunnelblick« und Scheuklappen und darum nachhaltiger, denn gerade dadurch, ganz unterschiedliche wissenschaftliche An- und Einsichten einfach so nebenher mitzunehmen und mitzukriegen, ohne gleich nach deren Zweck zu fragen, tun sie etwas ganz Entscheidendes, was sie selbst unvertretbar tun müssen: sich bilden.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

Nicht von ungefähr hat als Philosoph PETER BIERI (* 1944) einst in seiner Festrede, die er 4. November 2005 an der Pädagogischen Hochschule Bern hielt, betont:

»Bildung ist etwas, das Menschen für sich und mit sich machen: Man bildet sich. *Ausbilden* können uns andere, bilden kann jeder nur sich selbst. [...] Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu *können*. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu *werden* – wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.«³²

Und es klingt wie ein wahlverwandtes Denken in dieselbe Richtung, wenn ebenfalls ein Philosoph unserer Tage, JULIA NIDA-RÜMELIN (* 1954), ein Ansinnen für die Anliegen hat, die sich mit dem durch die Bummelstudent*innen verkörpertem Ideal verbinden, und entsprechend schreibt:

»Eine der schönsten Erfahrungen war für mich, dass die protestierenden Studierenden – oft, ohne es zu wissen – ganz humanistisch argumentiert haben: Wir wollen gar nicht abgerichtet zu werden, wir wollen unsere Persönlichkeit entwickeln! Da haben mir wirklich die Ohren geklingelt. Dieses Gefühl hätte man bildungspolitischer viel ernster nehmen müssen. Dass es gerade in dieser unübersichtlich gewordenen Welt, in der junge Menschen nicht wissen, wo sie einmal landen werden, darum gehen muss, das Eigene zu entdecken. Herauszufinden, wer man ist oder was man sein möchte. Bildung sollte Menschen dazu befähigen, Autoren ihres Lebens

³² BIERI, PETER. Wie wäre es, gebildet zu sein? (2005), in: LESSING, HANS-ULRICH – STEENBLOCK, VOLKER (Hrsg.): »Was den Menschen eigentlich zum Menschen macht ...«. Klassische Texte einer Philosophie der Bildung, Freiburg / München 2010, 203-217, 205f.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

zu sein! Es geht nicht darum, wie ich mich am schlauesten verbiege, um erfolgreich durch ein Assessment-Center zu kommen.«³³

Es mag in der Vergangenheit berechtigte Gründe gegeben haben, das nicht ganz so nach Vorschrift geordnete Leben einzelner nicht ganz echter Bummelstudent*innen in Verruf zu bringen. Doch wer heute als Student*in aus den vielfach überregulierten modularisierten Studiengängen ausbricht und förmlich das Weite sucht: eben das, was es weiterhin noch an Angeboten gibt, den eigenen Bildungsprozess mit flankierenden Maßnahmen zu versehen, und sich danach erkundigt und in eben diesem Sinne als Bummelstudent*in zu titulieren ist, deren / dessen Ruf muss und darf heute kein schlechter Ruf sein. Der Ruf dieser – echten – Bummelstudent*innen gehört zeitnah rehabilitiert. Basta!

VI.

Gaudium magnum – Eine päpstliche Botschaft

Es gab und gibt Versuche, das Profil eines akademischen Ethos zu bestimmen, einen Ethik- bzw. Verhaltenskodex für Hochschullehrer*innen zu entwickeln, mithin so etwas wie ein Compliance-Setting, das der Sicherung bestimmter Standards dienen soll. Ich erinnere mich noch gut daran, als der Politikwissenschaftler ARND MORTEL (1928–2020) – in den Jahren von 1975-1987 war er Präsident der Universität Trier – an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt einen Gastvortrag hielt und bei dieser Gelegenheit (s)einen »Dekalog« für Hochschullehrer*innen vorstellte. In der Fassung, in der ihn dann veröffentlicht hat, sind es diese 10 Gebote:

³³ »Studenten wollen nicht abgerichtet werden«. Ein Gespräch mit dem Philosophen Julian Nida-Rümelin über die Folgen der Bologna-Reform und sein humanistisches Bildungsideal, in: Die Zeit Jg. 68. – Nr. 20 – 8. Mai 2013 – S. 66.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

»Das erste Gebot könnte lauten: Habe keine Nebentätigkeiten. Das zweite: Nimm die Residenzpflicht ernst. Das dritte: Versäume keine Lehrveranstaltung. Das vierte: Halte höchstens einen auswärtigen Vortrag im Semester. Das fünfte: Bevor du ein neues Forschungsprojekt beantragst, beende das alte. Das sechste: Verwechsle die Lehrkanzel nicht mit einer politischen Rostra. Das siebte: Scheue Dich nicht, Kollegen zu berufen, denen Du nicht das Wasser reichen kannst. Das achte: Laß Deine Schüler über dich hinauswachsen. Das neunte: Schreibe kurz und verständlich; dies ist eine Form der Nächstenliebe. Das zehnte: Bevor du etwas veröffentlichst, laß es neun Monate liegen; vielleicht kommen dir bis dahin Zweifel an seiner Publikationswürdigkeit.«³⁴

Gebote hin, Gebote her. So notwendig sie sein mögen, hinreichend sind sie nicht. Wo die »Ethik« der Gebote endet, beginnt die »Logik« der Freude. Während meines Theologiestudiums in den Jahren von 1974 bis 1979 wohnte ich die ersten vier Studiensemester über bis zum Vordiplom als Priesteramtskandidat im Collegium Leonium in Paderborn. Es hieß, dieses sei das in höchstem Maße an der pastoralen Konstitution »Gaudium et spes« über die Kirche in der Welt von heute des II. Vatikanischen Konzils ausgerichtete Theologenkonvikt, denn seinerzeit hieß dessen Spiritual GERHARD LACHMANN (1927–2009) und dessen Direktor LUDWIG HOFFMANN (1930–2017).

Wer mit wachem Sinn bislang das Pontifikat von Papst FRANZISKUS verfolgt hat, wird früher oder später unweigerlich festgestellt haben, dass dieser Mann auf dem Stuhl Petri offenkundig die »Freude« (»gaudium«) über alle Maßen wertschätzt. Seine Lehrschriften wie etwa die beiden Apostolischen Schreiben »Evangelii gaudium« über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute (24. November 2013) und »Gaudete et exsultate« über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute (9. April 2018) belegen das

³⁴ MORDEL, ARND: Die Universität muss sich wehren. Ein Plädoyer für ihre Erneuerung (WGB-Bibliothek), Darmstadt 2000, 55.

»Summa cum gaudi«.
Vom Studieren und Dozieren
Lern- und Lehrjahre eines Hochschullehrers
BERNHARD SILL

ebenso unzweideutig wie die Apostolische Konstitution »Veritatis gaudium« über die kirchlichen Universitäten und Fakultäten (27. Dezember 2017).

Diesem lehramtlichen Dokument, das unverkennbar die persönliche Handschrift des Papstes erkennen lässt, ist es maßgeblich um »die Erfahrung der Freude der Wahrheit« (Nr. 4) in der Vielfalt wissenschaftlicher Arbeit zu tun, und das will er keineswegs als ein Proprium bzw. Spezifikum kirchlicher Universitäten und Fakultäten verstanden wissen. Freude soll die Seele, Dominante und Konstante jeder wissenschaftlichen Wahrheitssuche sein; sie darf bei allem Ehrgeiz im Wettstreit der Universitäten und Fakultäten um vordere Plätze bei Hochschulrankings und -ratings nicht unter den Tisch fallen, denn Freude – der Dichter RAINER MARIA RILKE (1875–1926) hat es unüberbietbar schön gesagt – »ist einfach eine gute Jahreszeit über dem Herzen«³⁵. Lehrenden wie Lernenden einer Universität ist diese Freude als eine semestrale von Herzen zu wünschen. All ihr Tun sollte die Bestnote »Summa cum gaudi«³⁶ verdienen.

³⁵ RILKE, RAINER MARIA: Briefe. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Weimar in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Altheim, 3 Bände, Frankfurt am Main 1987, Zweiter Band, 478.

³⁶ »Summa cum gaudi« stellt eine Sprachschöpfung der Potsdamer Studentin JULIANE LÖFFLER, Jahrgang 1986, dar. Vgl. dazu: FLORIN, CHRISTIANE: Warum unsere Studenten so angepasst sind, Reinbek bei Hamburg 2014, 40.